

Rede anlässlich des 75. Geburtstages von Alfred Kolleritsch

Kein Weg

*Wenn dieses eine Wort fehlt,
das man nicht sagen kann,
das die anderen Wörter bindet,
umverteilt auf sich,
ausartet,
geht die Welt über
in Sätze,
reihen die Netze,
geknüpft, daß sie
das Unfangbare vergessen,
das andere Wasser,*

*gelehnt an Vielfältiges,
flußabwärts
ziehen wir aneinander vorbei,
tauschen die Lügen aus,
unsere Wahrheit,
und wenn Felder sind,
leergefrorene,
spielt der Rauhref
die Botschaft zu,
ein einziges Weiß,
es leuchtet die Pupillen an,
und ein Stern davon
geht durch die Stirn,*

*aber auch das Schweigen
ist keine Erfahrung.*

Also Versuche ich es mit reden, mit lobreden, wie es sich für einen Geburtstag gehört, den wir alle hier mitfeiern dürfen.

Als ich Alfred Kolleritsch kennenlernte, es war im Jahr 1959, schrieben wir beide Gedichte, er schon länger und bessere, ich hatte gerade erst damit angefangen.

Ich war mit Peter Orthofer und Günther Peter Straschek vom Film-Club im Palais Attems in die Urania übersiedelt, wo Alfred Kolleritsch einen Kurs über moderne Lyrik hielt. Ich weiß nur noch, daß viel von Baudelaire, Benn und Celan die Rede war. Die Kursteilnehmer waren meist alte Damen – wahrscheinlich um einiges jünger als ich heute – sogenannte Stuhlwärmerinnen, die wir durch ungebührliches Verhalten vergrätzten, bis wir unter uns blieben. August Schreier, der leidenschaftliche Liebhaber der Literatur, inzwischen im Ruhrpott verschollen, Walter Ernst, der Philosoph, genannt Cäsar, die bereits Genannten und ich machten uns also auf den

erkaltenden Stühlen breit, natürlich ohne zu ahnen, daß ich 47 Jahre später hier stehen und darüber reden würde.

Im Gegensatz zu den meisten Frauen in seiner Umgebung war ich keine Schülerin von Alfred Kolleritsch, dennoch habe ich mehr von ihm gelernt als von meinen eigenen Lehrern, sei es am Gymnasium oder an den verschiedenen Universitäten, an denen ich mich herumtrieb.

Was ich von ihm gelernt habe? Lassen Sie es mich mit einigen Zeilen aus dem Gedicht mit dem Titel „DIESE GEDICHTE waren Vorwegnahmen / von Taten“, sagen:

*So erhält die Ungeduld den
anderen Namen,
sie heißt Geduld;*

*es ist die Geduld,
durch alles hindurch alles beim Namen zu nennen.*

*Die Gedichte, die Locken und Röllchen,
die Korkzeilen in jedem Riß
weichen.*

*Eine Lust zu natürlichen Zeichen
tritt die Metapher ins Erdreich,*

*es ist die Hoffnung,
alles anders zu sehen:*

*die Welt wie eine gemeinsame Arbeit,
in der die Gefühle verteilt sind,
auch die Beobachtung,
daß es weitergeht.*

Wenn ich über mein eigenes Schreiben reden müßte, würde ich gerne Worte wie diese gebrauchen: Geduld, durch alles hindurch alles beim Namen zu nennen. Ich würde von der Hoffnung reden wollen, alles anders zu sehen und der Beobachtung, daß es weitergeht. Mehr kann man von einem Lehrer nicht lernen, von Details abgesehen. Alfred Kolleritsch war Lehrer von Beruf und ist zeitlebens Lehrer aus Berufung geblieben, Generationen von Schülern werden das bestätigen. Aber er hat auch uns Schriftsteller gelehrt, wie wichtig es ist, einen literarischen Ausgangspunkt wie die *manuskripte* zu haben, von dem aus wir erst in die deutsche, dann (mit dem *Residenz* und dem *Droschl Verlag*) in die österreichische Verlagsszene ausschwärmten, im Bewußtsein, immer wieder an diesen Ausgangspunkt zurückkehren zu können.

Was Alfred Kolleritsch nie war, ist ein Schulmeister. Er ermutigte, und wenn er tadelte, dann nicht um jemanden zu demütigen, sondern um die Literatur vor den Übergriffen eines mißratenen Textes zu schützen. Seine Freundschaft war die Nährlösung, in der viele von uns die ersten Triebe ansetzten. Ich erinnere mich noch sehr gut an meine erste Lesung, ebenfalls 1959, im Grazer Heimatsaal. Monika und Peter Orthofer lasen Gedichte von Günther Peter Straschek,

Peter Orthofer und mir. Fredy saß neben mir und hielt meine Hand, damit ich vor Aufregung nicht mit den Zähnen klapperte. Es war einer jener Tage, die am ehesten jenen glichen, von denen es in dem Gedicht „Es gibt Tage“ heißt:

*Es gibt Tage, an denen die Dinge
die Namen der Dinge sind,
Schriftzüge,
unter den Himmel geschrieben:
aufgeboten von den Erzählern.*

Ich war von Anfang an dabei, auch wenn ich oft nicht da war. Ich studierte 1960/61 in der Türkei und wurde in Abwesenheit zum Gründungsmitglied des *Forum Stadtpark* ernannt, mein Name an der Theke des Forum-Kellers sollte es bezeugen. Hedwig Kolleritsch schrieb mir Briefe nach Erzurum, die vom Stand der Dinge hinsichtlich des *Forums* berichteten, und wann immer ich von der Türkei, später aus Ungarn, zurückkam, ließ ich mir von Alfred Kolleritsch ganze Leselisten zusammenstellen, um lektüremäßig nicht aus der Zeit zu fallen, während ich türkische oder ungarische Vokabel lernte. Auf einer dieser Listen stand auch Arno Schmidt, den ich lange wie einen Halbgott verehrte.

Da meine Mutter das Brauhaus Reininghaus in Eggenberg gepachtet hatte – sie läßt dir, Fredy, ebenfalls die herzlichsten Glückwünsche ausrichten, sie wird dieses Jahr 90 – und nie vor Mitternacht in die Wohnung kam, hatte ich an den Abenden Freunde einladen. Später hätte man von überbordender Kreativität im Alltagsleben gesprochen, uns ist damals nur eine Menge eingefallen.

Einmal schminkte und bekleidete ich Fredy und Horst Dieter Sihler, der Gerüchten zufolge in die deutsche Bankenhierarchie aufgestiegen ist, zu Transvestiten um. Das Blöde war nur, daß sie der Mutter eines Schülers begegneten. Ein andermal, es war mein 21. Geburtstag, feierten wir – Wolfgang Bauer und Gunther Falk wurden nicht müde, ihr Wuzzl im Kapuzzl-Spiel zu spielen – so intensiv, daß der Wellensittich meines kleinen Bruders – wie er behauptet – am Schock verschied, wohingegen ich noch immer behauptete, daß er an Herzverfettung gestorben ist. *Tempi passati*, wahrscheinlich die Vorvergangenheit dessen, was das *Forum Stadtpark* später zur Legende werden ließ. In dem Gedicht „IN GLUT VERSETZ“ scheint es mir irgendwie aufgehoben:

*Was die Tage verwehen,
geht in der Erzählung weiter,
als Gedachtes
für das Leben.*

Ich bin im Herbst 1964 nach Wien gegangen und nur mehr zu Besuch nach Graz gekommen. Bis 1976, solange meine Mutter noch in Graz lebte, ziemlich regelmäßig, von da an bloß, wenn ich in Graz zu tun hatte, das heißt, wenn ich zu einer Lesung eingeladen war.

Es kamen die späten 60er Jahre mit all ihrem Aufruhr, viele von uns fingen an, in deutschen Verlagen zu publizieren, davor standen die Texte allerdings in den *manuskripten*. Meine *Klosterschule* erschien 1968 bei *Suhrkamp*, und obwohl mir klar ist, daß das Gedicht „IHR

NÄHER SEIN“ nichts damit zu tun hat, würde ich mir wünschen, Alfred Kolleritsch hätte, als er es schrieb, einen Lidschlag lang daran gedacht, zumindest bei den Zeilen:

*Äste erzählen von Krähen,
den Himmelsnonnen.
Die Krähen erzählen
vom Immergleichen.*

Die Verbindung zu Alfred Kolleritsch war einmal enger, dann wieder loser, aber sie riß nie ab. Ich gestehe, daß ich nicht jede Ausgabe der *manuskripte* gründlich durchgegangen bin, aber etwas habe ich immer gelesen, die Marginalien. In ihnen zeichnete sich eine Haltung ab, die ich bis auf wenige Ausnahmen, nicht nur bewunderte, sondern oft als tröstlich empfand.

Anfeindungen gab es genug, Alfred Kolleritsch nahm sie als Herausforderung und schärfte an ihnen sein essayistisches Modellieren. Sämtliche Marginalien sind (nicht nur einen Teil, wie in dem wunderschön gestalteten *Libell* bei *Droschl*) in einem wohlfeilen Band zu versammeln, den sich auch Studenten leisten können, wäre nicht nur eine verlegerische Großtat, die ich noch gerne erleben möchte, es wäre auch ein einzigartiges Dokument der Befindlichkeit der Literatur aus Österreich (siehe Marginalie zu Heft 10) seit den sechziger Jahren.

Ein Gedicht, das gut zu der aufgeregten frühen Zeit paßt, geht so:

*ES SOLL leiser werden um uns,
sagst du,
andere sagen,
es sei eine Schande: ich zu sagen.
Wie nennen sie sich?
Ins Holz verwachsen,
schlagen sie mit dem Prügel zu,
laut wie der geschwängerte Wagner.*

Alfred Kolleritsch wurde immer wieder gefragt, warum er in Graz geblieben sei, wo ihm doch die Welt offengestanden wäre. In einem Interview hat er sich einmal ironisch als ‚reviertreu‘ bezeichnet. Eine Treue, die weder ihm noch Wolfgang Bauer, der ebenfalls in Graz geblieben ist, angemessen gedankt wurde.

Ich habe mich auf die Suche nach einer tiefergehenden Begründung gemacht und bin in meinem Kolleritschschen Lieblingsprosaabuch *Der letzte Österreicher* auf Sätze gestoßen, die dem Maler Schaukal in den Mund gelegt werden und im Hinblick auf das Bleiben Gewichtiges sagen:

Er hatte seinen Ort, ein Stück Welt. Er verleugnete es nicht vor der größeren Welt, er liebte die Provinz, weil sie rücksichtsloser war. Die größere Welt glaube, das Allgemeine, den Anschein der höheren Wahrheit zu besitzen. Die Provinz vereitle diesen Ausweg.

Der Wahrheitsgehalt dieser Sätze hat mich längst eingeholt, seit auch ich wieder an meinen geographischen Ausgangspunkt zurückgekehrt bin. Noch deutlicher wird in einem anderen Satz Auskunft gegeben: „Ohnmacht, ausgesprochene, hinausgebrüllte Ohnmacht ist die Intelligenz der Provinz. In ihr erwacht die Erinnerung. Wer sie nicht hat, ist ausgestorben.“

Diese Sätze sind von schmerzlicher Radikalität, aber nur, wenn man sie gedacht, gelebt, geschrieben hat, kann man in der Provinz als Schriftsteller überleben, ohne an seinem Schreiben Schaden zu nehmen. Der Vorteil einer relativen Überschaubarkeit ermöglicht keine oder nur wenig Ablenkung von der menschlichen Verkommenheit, die durch vielerlei Verkleidung hindurchscheint.

Dieser aus großer, manchmal zu großer Nähe geschärfte Blick bringt Illusionen rasch zum Verdampfen. Vor allem die des Fortschritts, die so tut, als gäbe es eine Literatur der Erlösung, wenn nur die Vorgaben der Literatur- und Erkenntnistheorien entsprechend umgesetzt würden. Dazu eine Strophe aus dem Gedicht

Jenseits der Schwelle

*man sieht dem Neuen zu,
und weil man es selber war,
mutet es älter an, von hinten her,
aus dem Hinterhalt die Wiederkehr,*

Wer meint, aus diesen Zeilen eine große Skepsis den Möglichkeiten einer neuen Literatur gegenüber herauszuhören, hat nur bedingt recht. Es gibt keinen, der die neuere und neueste deutschsprachige Literatur mit wachenden Sinnen in sich aufnimmt als Alfred Kolleritsch. Seine nie nachlassende Neugier, die Freude, die es ihm macht, Autoren zu entdecken, sind so frisch wie in den ersten Tagen der *manuskripte*, die herausragender Bestandteil seines Lebenswerks sind. Ich werde nie das Aufblitzen in seinen Augen vergessen, als er mir von seiner Entdeckung der Autorin Ingeborg Horn berichtete sowie den leise triumphierenden Blick, weil ich sie noch nicht kannte, obwohl sie einen Teil des Jahres im Ausseerland lebt. Leider kenne ich sie noch immer nicht persönlich, aber das kann ja noch werden.

Und als ich ihm von Andrea Stift erzählte, die mir aufgefallen war, wollte er sie sofort kennenlernen. Er hätte es nicht ertragen, von einem jungen Talent, noch dazu aus der unmittelbaren Umgebung, nicht gewußt zu haben.

Trotz aller Lebens- und Literaturverzweiflung, die uns gelegentlich und ausnahmslos befällt, ist diese Kolleritschsche Neugier der Garant dafür, ‚daß es weitergeht‘. Was mit ‚es‘ gemeint ist? Alles. Das Leben in und mit der Literatur, der Austausch der Generationen, die Auseinandersetzung mit der Sprache, die täglich neu geleistet werden muß, damit überhaupt Literatur entsteht. Solange Alfred Kolleritsch seine *manuskripte* weiter herausgibt und uns alle paar Monate mit einer Marginalie versorgt, kann es einen Notstand der Literatur nicht geben. Dafür danken wir ihm an seinem 75. Geburtstag, und nicht nur an diesem 16. Februar 2006, sondern überhaupt. Wir danken ihm für seine Gedichte, die mich schon ein Leben lang begleiten, für seine Prosa, seine Freundschaft, seinen Rat und sein Gespür für das Neue in der Literatur. Und bevor wir jetzt alle in Tränen ausbrechen, möchte ich mit der verbalen Strenge eines seiner Gedichte den Abschluß finden:

*... Dass es eine Grenze gibt:
was gesagt ist, ist eine Grenze.*

*Das Stück aus Worten
nenne ich nicht bis zum Ende:
mein.*

*Ob es für andere sei?
Man soll das Ohr nicht besetzen.*

*Zur Übung
stellt sich das Echo ein.
Wenn es Eis ist,
wird es die Blume sein,
die wiederkommt.*

*„Du führst die Übung vor“,
hast du gemeint,
„so grauenvoll ist deine Möglichkeit.“*

*Wie ungeheuer Feststellungen sind.
Ein Wort
vom anderen gerichtet,
weggefordert in die Antwort,
für wen es sei,
ans Land gezogen für die Wahrheit,
die längst das Land
verlassen hat.*

Barbara Frischmuth, manuskripte, Heft 172, 2006

für Alfred Kolleritsch

er wolle mit mir noch bis dahin gehen, wo die Grenze zwischen Schatten und Sonne sei, die eingeschriebenen Garnituren werfen den schrägen Schatten, als wir im Zeitlupenverfahren und bei vergrößerter Nähe vorüberstreifen. Ich könnte ihn später vielleicht noch einmal sehen von der Brücke aus, wo ich vorüberkommen würde auf meinem Weg nachhause, während er in der Bahn darüber hinwegbrausen würde. Wir sprechen von unbedeutenden Dingen, und während wir sprechen, sehen wir einander kaum an, eine große Nähe, als höre jeder nur auf das Selbstgespräch des anderen, manchmal schweigen wir lange. Wir sitzen dann nebeneinander, lehnen unsere Schultern an einander, lehnen unsere Köpfe an einander, ein weißer gekräuselter Wolkenstrang teilt den Himmel und löst sich auf. *Nämlich das ungezierte Sehen.*

Das ungezierte Sehen, und bei vergrößerter Nähe die Regungen unseres Gemütes vor unseren Augen ablaufen sehen, von unbekannter Hand an eine riesige Flimmerwand geworfen.

Er schreibt mir am 19.8., er habe mich auf einer alten Photographie gesehen, er habe mich

angesehen und gerne angesehen. Ich schreibe zurück, ich sehe ihn schon viele Jahre an, die längste Zeit, und ich verstehe am besten sein Schweigen, seinen philosophischen Eros, seine Nachdenklichkeit, seine Melancholie.

Wir haben eine fast jenseitige Freundschaft geschlossen, schreibe ich ihm, ein fast jenseitiges Freundschaftsverhältnis, und es möge ihm lange wohlergehen.

Friederike Mayröcker aus Friederike Mayröcker: *Magische Blätter I-V*, Suhrkamp Verlag, 2001

Laudatio anlässlich des 75. Geburtstages von Alfred Kolleritsch

16. Februar 2006

Lieber Fredi!

Alle möglichen guten Seiten an Dir (es sind wesentlich mehr als 75) werden heute gepriesen – eine der mir liebsten ist jene, die immer wieder in Aussprüchen gipfelt, die aufzuschreiben ich mir seit Jahrzehnten vornehme; es nicht oder kaum getan zu haben ist zweifellos eines der größten Versäumnisse meines Lebens.

Es wurde mir erst letztens wieder schmerzhaft bewusst, als Du im *manuskripte*-Büro laut und erschrocken ausriefst (es ging um einen Autor aus Wien): „Um Gottes Willen! Jetzt behandle ich den schon so schlecht wie mich selber!“ Wenigstens das notierte ich mir sofort. Wie auch im letzten Jahr, als ich mit Dir Ende Juni durch das Burgenland fuhr, Deine Bemerkung: „Welch edles Land – weit und breit kein Kukuruz!“

Unvergesslich für mich auch jener Augenblick, als du unversehens mit einem gefrorenen Stück Fleisch im Wohnzimmer standest: der von Dir vermißte Kugelschreiber fand sich wenig später im Tiefkühlfach.

Zahllos Deine Episoden mit Ärzten. „Meine Gedichte“, teiltest Du einem von ihnen mit, „meine Gedichte bewirken nichts – wie Ihre Behandlungen!“

Oft und oft fürchtest Du, es könnte bald aus sein mit Dir. Nach einer Untersuchung im Landeskrankenhaus befandest Du: im großen und ganzen sei wohl alles in Ordnung mit Dir, nur da und dort bewegtest Du Dich entlang einer Grenze. Zitat: „Ich bin eben ein Grenzbewohner! Ein paar Promille, und ich bin schon im Ausland!“ Plagen Dich Magenschmerzen, siehst Du sofort allerhand unheilvolle Zeichen in Deiner Umgebung: „Meine Frau nimmt bereits Abschied, sie ist schon ganz schwarz angezogen!“ Und hörst Du wieder einmal etwas nicht so genau, äußerst Du, wie auf eine Dir zu Fleiß genuschelte Gemeinheit, wobei *Du* die Stimme erhebst, als hättest *Du* es mit Schwerhörigen zu tun: „Ich werd eh bald sterben!“ Am 22. Februar 1991 sagtest Du mir am Telefon voraus: „In 20 Jahren wirst vielleicht auch Du schon tot sein! Ich sicher!“ Zu anderen Zeiten, und die sind nicht selten, klagst Du hingegen: „Wenn ich Zeit *hätte*, würde ich krank werden (können)!“ Drei Ortsnamen entlang der Strecke von Graz nach Glojach entsprächen Deinem Seelenzustand, erzählst Du Gästen, mit denen Du nach Brunnsee fährst: „Unter-, Mittel, Oberlabil(l)“!

Zu viel Gesundheit erscheint Dir allerdings auch bedenklich: „Lassen Sie mir meine verspannten Muskeln“, hast Du eine Masseurin gebeten, „sie sind das einzige, was mich noch zusammenhält!“ Eine andere endlose Geschichte: Wie Du leidest, wenn das Telefon nicht läutet („Nicht einmal Feinde rufen mehr an!“)! wie Du zusammenzuckst und schimpfst, wenn es läutet („Das wird furchtbar werden!“). „Seit einer Woche suche ich meinen zweiten Patschen, aber ich finde ihn nicht“, stöhnst Du auf dem Weg zum Telefon, und fluchst, als hinderte eben ein Anruf nach dem anderen Dich daran, Dich auf die Suche zu machen. Hältst Du hingegen den Telefonhörer in der Hand, um selber jemanden anzurufen, fragst Du nach dem Drücken der Wähltasten mitunter plötzlich: „Kannst *Du* mir sagen, wen ich angerufen hab?“ Und fragst dann den Angerufenen fast etwas unwirsch: „*Wer* spricht?“ Nachher nicht selten erschöpft Dein: „Kann irgendwer den Telefonhörer auflegen, ich bin zu schwach!“

Deine vielen vergeblichen Versuche, mir das Kochen, zumindest das eine und andere, beizubringen oder meine Ohren (ich verschweige hier, wie Du sie manchmal nennst) zu erziehen, mit Hilfe aller nur möglicher Komponisten, und alle die väterlichen Ermahnungen sind mir selbstverständlich seit je weltvoll und wichtig; besonderes diese zum Beispiel fällt mir jetzt ein (bezogen darauf, daß ich zeitweise zu wenig von mir hören lasse): „Steh ein wenig Kopf im Bett, damit im Gehirn das Gewissen zusammenrinnt!“ Schimpfe ich über das Wetter, erwidert Du (so wie Du zu allem, was man vertritt, gern sofort was Gegenteiliges ins Treffen führst): „Die Natur braucht auch ihre Fähigkeit!“ Und ich lausche und lerne wieder einmal. Einer Deiner hervorragenden Befunde zu meinem Charakter hört sich an wie ein physikalisches oder mathematisches Gesetz; Du hast es die „Weinzettl’sche Voraussetzung“ genannt, es lautet: „Wenn nichts mehr geht, wird die Liebe erst schön!“

„Peter Handke lässt alle grüßen“, sagst Du in die Runde, und nach einer kurzen Pause fügst Du mir gegenüber ‚liebevol‘ hinzu: „Du bist, hoffentlich, auch dabei!“

Und solches gäbe es noch und noch zu erzählen...

„Stell Dir vor“, schriebst Du mir einmal, „wir wären normal, Franz: der Gleichenberger Vulkan und der Königsberg würden zugleich ausbrechen. Was wäre der normale Handke für ein Schurke, und der normale Laederach wäre schon im Besitz aller Pharmafirmen seiner Heimat!“ Ich freue mich sehr, mit so zahlreichen, auf vielfältigste Weise Anormalen Deinen Geburtstag feiern zu können!

Als Du in einem Wirtshaus im Radio in einer Glückwunschsending den Prinz-Eugen-Marsch spielen hörtest, rauntest Du: „Als ob eine Gruppe gefallener Soldaten zum Abschied noch einmal aufspielte!“ Für Dich spielen heute zum Glück andere.

„Es wäre schön, wenn wir nun noch eine Flasche Wein trinken könnten, dann einschliefen und schließlich hellwach, bereit zum Schreiben, erwachten“, sagtest Du ein andermal – so laß es uns heute machen: trinken wir darauf, daß wir noch leben (Zitat: „Es wird uns noch ein bisserl geben – dann: gibt’s uns nicht mehr.“), schlafen wir gut und – morgen schreiben wir weiter!

Franz Weinzettl, manuskripte, Heft 172, 2006

– Geburtstagstext für Alfred Kolleritsch am 16.2.2006. –

Ich ging also in Wien die Berggasse rauf, in die Währingerstraße hinein und auf das Haus Nummer 47 zu, wo Alfred Kolleritsch zu Ehren, ein Fest ausgerichtet worden war, von einer berühmten Literaturkritikerin, und wohin er mich höchstpersönlich eingeladen und mehrmals die Adresse betont hatte, mit dem Zusatz, daß es sicher ein sehr schönes Fest sei, zu dem er mich lud. K. hatte am Vormittag ein Ehrenkreuz der Republik erhalten zu welchem Anlaß ich die Laudatio der heutigen Literaturnobelpreisträgerin auf Kolleritsch bewunderte, und mir dachte, wer weiß, wann der Tag kommt, an dem es sich rächen wird, daß ich mich noch nicht genug mit Kolleritschs Werk beschäftigt haben werde. In einer Widmung, die er mir freundlicherweise in den letzten Österreicher eingeschrieben hat, daß das Schicksal nämlich so sei, daß ich nun Alfred Kolleritsch zu entdecken habe, bestätigte er nur meinen Verdacht, meine vertrackten Irrwege, welche, wie ich vermute, Umwege sind, durchschaut zu haben, wie mir schien – oder will er der Unerreichbare sein, weil er es ist – dachte ich mir, als ich die Währingerstraße entlang schritt und das Haus Nummer 47 suchte. Bei Nummer 45 angelangt, stutzte ich schon, denn das Haus 47, welches hätte anschließen müssen, Feuermauer an Feuermauer, lag nicht vor mir. Vor mir lag ein Park. So durchschritt ich den Park und ging in die Währingerstraße weiter, die sich hinter dem Park fortsetzte. Das folgende Haus hatte die Nummer 49. Nun befürchtete ich bereits, daß K. in einer taktischen Verwirrtheit die Hausnummern vertan haben hätte können, so wie er in Leipzig und Berlin seine Bücher liegengelassen hatte, und scheinbar verwirrt sich wie erinnernd die Büüüücher sagte, bevor er sie aufgriff, nachdem man ihn erst auf seine Bücher aufmerksam gemacht hatte, daß er sich an die richtige Hausnummer erinnernd auch sagen könnte, die Hauuuusnummer für die Lüüüüdia – was aber dann für mich zu spät gewesen wäre, denn ich war jetzt in der Währingerstraße. Sogleich ging ich in die nächste Telefonzelle, Handys gab es ja noch keine, und rief in Graz die diversen Nummern an – natürlich vergeblich. Ich folgerte, daß Kolleritsch sich in der Hausnummer geirrt haben musste und ich also die Türklingelanlagen der Währingerstraße nach dem Namen der Festausrichterin, welche eine namhafte Literaturkritikerin war, absuchen mußte. Auf der Höhe des Währingerstraßen-Hotels, ging ich in das Hotel und fragte beim Portier nach dem Verbleib des Hauses 47, fragte weiter nach einem eventuellen Festsaal 47 und einer eventuellen Suite oder nach einem Zimmer dieser Nummer, wo vielleicht das Kolleritsch-Fest stattfände. Der Portier verwies mich an den Magistrat. Ich durchschritt wieder den Park, kehrte gewissermaßen bereits um und tatsächlich war da der Magistrat, wo ich ebenfalls den Portier nach dem Haus Nummer 47 fragte. Der Portier verwies mich weiter in die Stockwerke hinauf, wohin ich mich verfügte. Da es bereits früher Abend war und nur mehr Sonderstunden verrichtet wurde, ging ich also hinein in ein solches Büro und störte einen mit sich selbst telefonierenden Kaffeetrinker, der mir bedeutete, vor der Tür zu warten, wo ich eine Nummer abzureißen hätte und zu warten auf die Leuchtanzeige über der Tür, wo meine Nummer aufgerufen würde. Ich tat wie mir geheißen. Ich stand draußen vor der Tür und hielt das Zettelchen mit der Nummer 47 in der Hand, welches mich zu einem sardonischen Lächeln verleitete. 46 stand rot leuchtend auf der Anzeigetafel, die, als der Magistratsbeamte nach Beendigung seines Selbstgespräches umzuschalten schien, auf 48 übersprang. Da niemand sonst zu dieser Zeit in der Währingerstraße auf dem Magistrat zum Kundenverkehr anstand, betrat ich das Büro und legte meine Nummer vor, welche der Kaffeetrinker beäugte. Ich erklärte kurz, daß er meine Nummer übersprungen habe und daß ich witzigerweise genau diese

Nummer als Haus in der Währingerstraße suche. Auch er rätselte darüber – und so blieb ich dem Feste fern, das seinerzeit stattfand. Tage später kam dann der Anruf. Der Unterton des freundlich klingenden Kolleritschs: Wo warst du Lüüüüdia Mischkuuuulnig. Als ich sagte, entschlossen, auch unnahbar zu sein, die Adresse habe es nicht gegeben, sagte Alfred Kolleritsch: Währingerstraße? Hab ich Wääähringerstraße gesagt? Das Fest war ja in der Joooosefstadt, hat er dann gesagt, und ich hoffe du bist mir nicht böööööös. Daher lieber Alfred, bin ich sehr froh, daß heute das Grazer Literaturhaus mit festem Wohnsitz in die Elisabethstraße 30 eingeladen hat, um dich zu erwischen und dir meine Geburtstagsgrüße auszurichten.

Lydia Mischkulnig, manuskripte, Heft 172, 2006